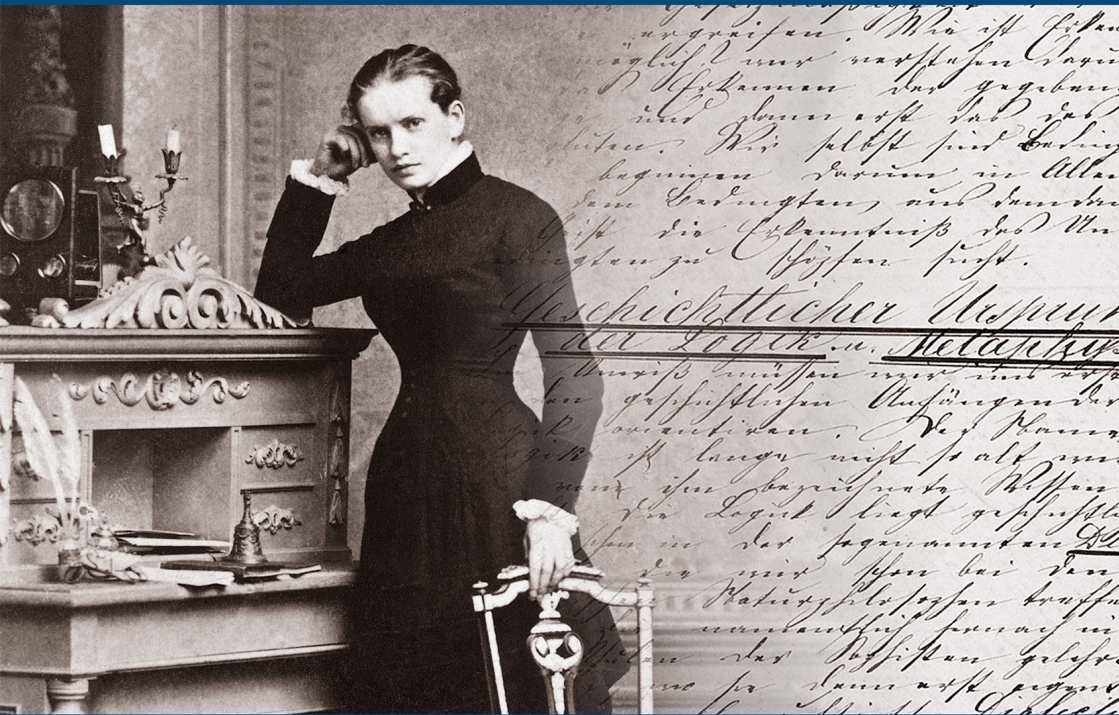


Lou Andreas-Salomé

Aufsätze und Essays

# Von der Bestie bis zum Gott

Band 1: Religion



MedienEdition Welsch





MedienEdition Welsch

## Zu Lou Andreas-Salomé

Das Leben der Lou Andreas-Salomé, die am 12. Februar 1861 in St. Petersburg geboren wurde und am 5. Februar 1937 in Göttingen verstorben ist, umfaßt die Emanzipation vom zaristischen Rußland mit Hilfe eines sehr scharfen und sich keinerlei Zwängen beugenden Verstands, die finanzielle Unabhängigkeit mit Hilfe der Schriftstellerei und die bereitwillige umfassende Akzeptanz des psychoanalytischen Prinzips in Bewunderung ihres Gründers.

Die Stadien dieses Lebens könnten auch betitelt werden mit den Namen der Weggefährten jener Zeiten – Friedrich Nietzsche, Rainer Maria Rilke, Sigmund Freud –, man wird damit jedoch diesem selbstbestimmten Frauenleben nicht annähernd gerecht.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung von Lou Andreas-Salomé findet sich in: »Lou Andreas-Salomé. ›Wie ich dich liebe, Rätselleben‹. Eine Biographie«, von Michaela Wiesner-Bangard und Ursula Welsch, die als Taschenbuch bei Reclam Leipzig 2002 erschienen ist (2. akt. Aufl. 2008). Sie ist auch als E-Book erhältlich bei MedienEdition Welsch 2010 (erweitert um ein Kapitel zur psychoanalytischen Theorie und Praxis von Lou Andreas-Salomé).

## Zum Herausgeber

Dr. Hans-Rüdiger Schwab ist Professor für Kulturpädagogik/Ästhetik und Kommunikation an der Katholischen Hochschule Münster. Als Autor und Herausgeber publizierte er zahlreiche Werke zur Literatur und Philosophie, u.a. Lou Andreas-Salomé »Im Kampf um Gott« (Hg., 2006), »Aus fremder Seele« (Hg., 2007) und »Aufsätze und Essays« Bd. 1 bis 3 (Hg., 2010/11).

Lou Andreas-Salomé

»Von der Bestie bis zum Gott«

Aufsätze und Essays

Bd. 1: Religion

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen  
von Hans-Rüdiger Schwab



MedienEdition Welsch

Ungekürzte Ausgabe nach den jeweiligen Erstpublikationen  
(2. korrigierte und aktualisierte Auflage)

© 2011 MedienEdition Welsch

D-83373 Taching am See, Tachenseestr. 2, +49-(0)8681-471 852

info@medienedition.de, www.medienedition.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBNs

978-3-937211-23-7 (Buch)

978-3-937211-09-1 (PDF-E-Book)

Cover-Design: Christine Meder ([www.stageart.de](http://www.stageart.de)), München

Satz (XSL-FO): Ursula Welsch, Taching am See

## Inhalt

Zu Lou Andreas-Salomé	2
Zum Herausgeber	2
Editorische Notiz	7
Entstehung und Erscheinungsweisen von Religion	9
Von der Bestie bis zum Gott (1894)	11
Aus der Geschichte Gottes (1897)	19
Gott gegen Gott (1920/21)	37
Vom religiösen Affekt (1898)	49
Der Realismus in der Religion (1891)	59
Der Egoismus in der Religion (1899)	91
Religion und Kultur (1898)	117
Gottesschöpfung (1892)	133
Von frühem Gottesdienst (1913)	151
Monotheistische Religionen	167
Jesus der Jude (1896)	169
Vom Ursprung des Christentums (1895)	185
Harnack und das Apostolikum (1892)	197
Luzifer (1917)	215
Das Problem des Islams (1894)	221
Russische Spiritualität	247
Russische Philosophie und semitischer Geist (1898)	249
Der geistliche Russe (1919/20)	255
Verzeichnis der Erstdrucke/Erläuterungen	265
Nachwort	301
Zeittafel	321
Personenverzeichnis	323





## Editorische Notiz

Diese Ausgabe enthält in ungekürzter Form alle religionskundlichen Aufsätze und Essays von Lou Andreas-Salomé, wie sie in den verschiedenen Zeitschriften zwischen 1891 und 1921 erschienen sind.

Die ursprüngliche Schreibweise und Zeichensetzung wurden bewußt beibehalten. Zur Vereinheitlichung wurden lediglich die Regeln der Rechtschreibreform von 1901 (th zu t, ss zu ß, c zu z, v zu w) auf den Text angewendet. Eindeutige Schreibfehler wurden – unter Berücksichtigung der Lautstandswahrung – stillschweigend korrigiert.

Die charakteristischen Sperrungen der Erstausgabe wurden in die kursive Schreibweise umgesetzt.

## Website zu Lou Andreas-Salomé

Auf der Website der MedienEdition Welsch finden Sie ausführliche Informationen zu Leben und Werk von Lou Andreas-Salomé – u. a. eine ausführliche Bibliographie der Werke von Lou Andreas-Salomé und Kurzbiographien wichtiger Personen aus ihrem Umfeld sowie eine aktuelle Sammlung von Sekundärliteratur – einschließlich fremdsprachiger Ausgaben.

Dort gibt es auch einen Onlineshop mit den verfügbaren Büchern und Fotopostkarten!

<https://andreas-salome.de>



# Entstehung und Erscheinungsweisen von Religion



# Von der Bestie bis zum Gott (1894)

## Über Totemismus bei den Ursemiten

Ein in der Geschichte der Religionen mit geradezu typischer Regelmäßigkeit wiederkehrender Vorgang ist die Satanisierung von Gottheiten. Sie pflegt überall da einzutreten, wo es einer in die Form der Offenbarung gekleideten Glaubenslehre gelungen ist, eine ältere Volksreligion, deren Inhalt sich stets in das Gewand des Mythos hüllt, zu verdrängen und deren Stelle einzunehmen. Das klassische Beispiel hierfür ist die Umwandlung der arischen Götter, der Devas, in die Dämonen der Zarathustra-Religion, in welcher das ursprüngliche Wort »Gott« Teufel bedeutet. Ebenso hat das siegreiche Christentum die Götter Roms und Griechenlands zu bösen Geistern gestempelt, und eine ähnliche Wirkung weist sein Zusammenstoß mit dem altgermanischen Heidentum auf, dessen Götter zu Teufeln, dessen weise Frauen zu Hexen wurden. Und noch in neuerer Zeit ist, nach Rinks Beobachtung, die Einführung des Christentums bei den Grönländern die Veranlassung gewesen, daß ihre bisherigen Götter sich ihnen zu Teufeln verkehrten. Auch bei den Semiten läßt sich genau dieselbe Erscheinung nachweisen: dort hat der Islam die Götter der alten Araber zu bösen Geistern, zu Dschinns degradiert, die das nordsemitische Heidentum als Seirim und Lilith kennt.

In allen diesen Fällen wird von den Bekennern der neuen Religion die Existenz der abgesetzten Gottheiten keineswegs geleugnet oder auch nur in Zweifel gezogen, sie werden nur geschmäht

und verurteilt, – nicht in ihrer physischen, aber desto mehr in ihrer moralischen Daseinsberechtigung negiert. Denn der Unterschied zwischen guten und bösen Göttern liegt nicht in ihrer Machtvollkommenheit und Göttlichkeit, sondern lediglich in der Verschiedenheit ihrer Beziehungen zu den Menschen. Die bösen Götter verwenden ihre übernatürlichen Kräfte mit Vorliebe dazu, dem Menschen zu schaden; daher betet er nicht zu ihnen, liebt und sucht sie nicht, sondern flieht und meidet sie, – sie sind eben *Götter ohne menschlichen Anhang*. Es gibt keine treffendere Definition für den ursprünglichen Begriff »böser Dämon«. Wo nun ein guter Gott seine Rolle in einer Religion ausgespielt hat, da sinkt er in die dunkle Region zurück, in der die bösen Geister hausen; er hat seine Schuldigkeit getan und kann gehen, – er kann aber nirgends anders hingehen, als zu seinen eigenen einstigen Widersachern und dämonischen Feinden, denn zu ihnen gehört alles, was nicht zum Reich der Menschen und ihrer guten Götter gehört. Der Verlust seines menschlichen Anhangs stößt den ausgedienten Gott dorthin hinab: *weil* man ihn nicht mehr liebt, nicht mehr braucht und anbetet, vermag man ihn nur noch in der Gesellschaft der schadenstiftenden Geister unterzubringen. Nun ist es höchst interessant zu verfolgen, wie rasch und naturnotwendig das, was meistens erst die *Wirkung* der bösen Götter ist, nämlich die furchtsame und scheue Abkehr der Menschen von ihnen, in diesem Fall für den ausgewiesenen Gott zu der ihn satanisierenden *Ursache* wird. Damit daß ihm sein menschlicher Anhang genommen ist, verliert er mit großer Schnelligkeit alle seine menschenähnlichen, d. h. individualisierten Züge, verliert er die bisherige ausdrucksvolle Physiognomie, die durch seine Beziehungen zu den Menschen, seinen steten Verkehr mit ihnen allmählich in ihm ausgeprägt wurde. Etwas Elementares, Triebartiges, Unbestimmbares gewinnt in seinem Wesen und Wirken die Oberhand; er kann wohl noch momentan, in wechselnden Verwandlungen, gewisse feste Formen annehmen, aber immer wie-

der zerfließt er in's Unfaßliche, Vage, dem Menschen absolut Fremde und daher absolut Feindliche. So weit der Mensch in der Wildnis vorgedrungen ist, so weit er in der ihn umgebenden Natur festen Fuß gefaßt hat, unterscheidet er die Welt des ihm schon Bekannten, Vertrauten von den fremden Mächten, die ihn von allen Seiten bedrängen: mit ihnen beginnt für ihn das noch Gestaltlose, das Grauenhafte.

Es ist leicht einzusehen, warum der gute Gott, den ja nur die menschliche Liebe erschuf, dem Verderben und allem Bösen preisgegeben ist, sobald diese sich von ihm wendet; weniger leicht ist indessen der umgekehrte Weg zu verfolgen; der Weg, auf dem die fremden feindlichen Naturmächte zuerst zu guten Gottheiten emporgehoben wurden. Denn nach den neuesten Forschungen über diesen Gegenstand scheint es, als ob die ursprüngliche Anbetung der Menschen garnicht den Naturdingen gegolten habe, als ob die primitive religiöse Entwicklung garnicht vom sogenannten »Fetischismus« ausgegangen sei, sondern von der Bedeutung der Bluteinheit in der Stammesgruppe, d. h. von der Anbetung einer Gottheit, als des Stammvaters, oder noch früher der Stammutter, eines Geschlechts. Wenigstens hinsichtlich der semitischen Völker scheint es festzustehen, daß sich bei ihnen die Religion nicht aus dem Verhalten des Menschen zur Naturumgebung, sondern aus dem ursprünglichen sozialen Verhältnis stammverwandter Menschen zu einander herausgebildet hat. Diese Stammgottheiten sind aber ganz anderer Art als irgendwelche Naturgottheiten; die Menschen nahmen in ihrem anfänglichen Nomadenleben jene mit sich überall hin, während die letzteren an die Scholle gebunden sind; die Menschen sehen zu jenen auf als zu den Vätern und Schirmherrn der einzelnen Stämme, während diese ihnen nur befreundete Nachbarn und Genossen werden können. Die allmähliche Verschmelzung aber der Stammgottheiten mit den Naturmächten ist eine Tatsache von ungeheurer Tragweite in der Geschichte der Menschheitsent-

wicklung gewesen; durch sie erst gelangte der Mensch dazu, mit der ihn umgebenden Natur einen wahrhaften Bund zu schließen, sein eigenes Geschlecht sesshaft zu machen und seinen Stammgott mit der Zeit emporrücken zu lassen zum Herrn der menschenbewohnten Scholle und endlich zum König des Landes.

Auf die Frage, wie diese Identifizierung von Stammgöttern und Naturmächten vor sich gegangen sein möge, suchen neuerdings Untersuchungen über den Totemismus bei den Ursemiten die Antwort zu geben. Das Tier, die in ältesten Zeiten überall als Totem angebetete wilde Bestie, würde danach das erläuternde Mittelglied sein zwischen dem beseelten Menschengott und den unbeseelten Naturdingen. In der Bestie ist in der Tat eine Spur von Menschenähnlichkeit, Menschenverwandtschaft vereinigt mit dem Schrecklichen und Menschenfeindlichen der Natur, die in ihr zum wirkungsvollsten, weil belebtesten Ausdruck ihrer Macht gelangt. Das Problem des Totemismus selbst ist noch kein völlig gelöstes, aber höchst wahrscheinlich ist, daß beide Probleme sich eng berühren, und daß die Frage: »wie wurde das Tier für den Menschen zu einem Gotteswesen?« in vieler Beziehung zusammenfällt mit der vorerwähnten Frage: »wie wurden die Naturmächte mit den Stammgottheiten identifiziert?«

Im totemistischen Zeitalter fehlen noch die individualisierten Gottheiten, die den Ursprung aller Religionen so deutlich auf den Menschen selbst zurückleiten; es finden sich aber bereits Verwandtschaftsbeziehungen, – auf Bluteinheit gegründete Beziehungen – zu den wilden Tieren, durch welche diese aus der Region der schlechthin bösen Geister schon herausgehoben werden. Die Bestie ist nun kein böser Dämon mehr, denn sie besitzt menschlichen Anhang, aber sie ist auch noch kein Gott, denn ihr fehlt die menschliche Physiognomie; ihr eignet noch der Charakter der unpersönlichen unheimlichen Macht. Und leicht ist es, jetzt in ihr den ehemaligen Dschinn wieder zu erkennen, der dem Menschen feindlich und schrecklich entgegentrat, als Menschen



und Bestien sich in der Wildnis zuerst begegneten. Auch später erscheint ein Dschinn meistens in Tierform, und die Araber glauben von feindlichen Stämmen, daß sie sich in Herden von Bestien verwandeln können. Wie die menschliche Gottheit sich aus dem geheiligten Tier entwickelt haben mag, so ist das als Totem verehrte Tier wiederum der gefürchteten bösen Bestie, dem bösen Geist der Wildnis, entsprungen. Die Dschinns und Bestien fanden sich eben, gleich den Menschen, am liebsten in den fruchtbaren Oasen ein, an schattigen Stellen und an Gewässern, wo sie, bei anbrechender Dunkelheit, lagern und ihren Durst stillen konnten. Hier stießen Menschen und Bestien aufeinander und machten sich den Platz streitig. Alle Möglichkeit menschlicher Existenz hing davon ab, eine Beziehung freundschaftlicher Natur zu diesen fremden und deshalb als übernatürlich, außernatürlich erscheinenden Wesen herzustellen. Auf welche Weise dies zuerst geschah, wie Schrecken und Feindschaft zuerst besiegt wurden, kann nicht ermittelt werden, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß alle ältesten Gottheiten der semitischen Völker totemistischen Ursprungs sind, und aller älteste Kultus noch deutlich die Spuren der Bestienverehrung aufweist. Götter und Kulte, die jedes totemistische Merkzeichen entbehren, lassen sich fast überall auf jüngere Entstehungen zurückführen. In Arabien wurden noch später gewisse Blutopfer auf heiligem Grund niedergelegt, um von den wilden Bestien verzehrt zu werden, und lange noch findet zwischen den Wohnstätten, Heiligtümern, Opferregeln etc. der Dschinns und der guten Götter ein vollkommener Parallelismus statt, so daß man es begreifen kann, warum sich im Lauf der Zeit nur die moralische Bedeutung der übernatürlichen Wesen allmählich verschoben hat, ihre physische Grundnatur aber bei guten wie bei bösen Geistern dieselbe geblieben ist. Hin und wieder ist es auch nicht bei einem bloßen Parallelismus geblieben, sondern eine Verwechslung beider Wesensarten eingetreten, die einen höchst merkwürdigen Beweis für die ursprüngliche Identi-

tät von Bestien und Göttern abgibt. Dahin gehört z. B. die mangelhafte Unterscheidung dessen, was als *heilig* und dessen, was als *unrein* gilt, bei den ursemitischen Völkern. Man sollte meinen, nichts sei so scharf von einander geschieden, wie das Heilige, d. h. Gottgeweihte, dem der Mensch sich nur unter besonderen Zeremonien nahen darf, weil es für ihn das Höchste, Kostbarste, den Inbegriff des Erhabenen, darstellt, und das *Unreine*, Gottverfluchte, dem der Mensch sich nur unter besonderen Zeremonien nahen darf, weil schon die geringste Berührung ihn beschmutzen und erniedrigen würde. In Wirklichkeit aber spielen beide Begriffe vielfach ineinander über, und es bleibt nur die Vorstellung übrig, die sowohl dem Dschinn, wie dem Gott gegenüber Recht behält: »Hier ist etwas Besonderes, nicht Alltägliches, dessen Behandlung Vorsicht erheischt, wenn es nicht erzürnt werden soll«. Bei den Syrern war beispielsweise das Schweinefleisch als Nahrungsmittel verboten, ohne daß man wußte, ob das Schwein nicht verzehrt werden dürfe, weil es heilig, oder weil es unrein sei. Die Unreinheit eines Tieres ging eben in solchen Fällen seiner Heiligkeit voran; sie datierte aus dem Zeitalter, wo es noch, als fremd und böse, nur gefürchtet und gemieden wurde, bis allmählich seine Vergöttlichung stattfand, d. h. bis die Menschen es als eine ihnen blutsverwandte, wesensgleiche Macht anerkannten und anbeteten. Bei dem Glauben aller alten Völker, daß man durch den Genuß des Blutes oder bestimmter Körperteile eines Wesens auch dessen Charakter übernehme, ist es sehr wahrscheinlich, daß auch dieses Verwandtschaftsverhältnis durch gegenseitiges Blutvergießen und gegenseitigen Fraß zu Stande gekommen ist. Das primitive bewußte *Opfer*, bei welchem die Menschen mit ihren Göttern zusammen eine gemeinsame Blutmahlzeit feierten, verhält sich dann zu diesen ursprünglichen Kämpfen und Festen wie eine bloß *symbolische* Handlung: die Gemeinsamkeit der Blutmahlzeit soll, wie ein Gedächtnisfest, an die schon bestehende Bluteinheit nur erinnern, oder allenfalls

symbolisch das Blutband bekräftigen. Aber bezeichnender Weise wird auch hierbei ursprünglich ein Tier, ein heiliges Tier, dessen man sich im Alltagsleben nicht zur Nahrung bedienen darf, geschlachtet, und zwar nicht, wie man lange fälschlich geglaubt hat, zum Ersatz für den Menschen, der eigentlich dargebracht werden sollte, sondern vielmehr *weil es für heiliger, gottähnlicher* galt, als der Mensch. Denn es stand Gottes Ursprung näher.

Der Bann des Totemismus ist vermutlich erst gebrochen worden, nachdem der Mensch einzelne Tiere dauernd zu beherrschen und nutzbar zu machen, – zu Haustieren zu machen gelernt hatte. Deshalb geht die Heiligkeit der wilden Bestien derjenigen der Rinder, Kamele etc. voran. Das Haustier wird dem Menschen Bruder und Genosse, es wird von ihm ganz als seinesgleichen empfunden und geehrt und verschwistert sich völlig mit ihm, aber es läßt ihm in vielen Dingen auch seine Oberhoheit zum Bewußtsein kommen und verliert dadurch leicht den Nimbus des Übernatürlichen. Von da ab vermenschlicht sich dann auch der tierische Stammgott, den der Mensch sich zur Zeit seiner Bestienverehrung gegeben hatte; durch die Haustiere hindurch, die noch in vielen späteren Göttern spuken, arbeitet er sich von den tierischen Zügen zu stets individualisierteren Menschenzügen empor, und dementsprechend weicht die »wilde Bestie«, die der Entwicklung den ersten Anstoß gegeben, immer weiter und weiter zurück in ihr ursprüngliches Reich, das Reich der Dschinns und der bösen Geister, der Wildnis und des Grauens. Aber der Dienst, den sie dem Menschen geleistet, wirkt noch nach bis in seine späteren Religionsbildungen, – ja, vielleicht machte er dem Menschen solche überhaupt erst möglich. Denn es ist sehr wohl denkbar, daß im Kultus des Bluts-Stammvaters, den die primitiven Menschengruppen, noch unabhängig von aller Naturverehrung, mit sich brachten, diejenige Macht überirdischer Eindrücke nicht gelegen habe, von der eine reichere religiöse Weiterentwicklung abhing. Die Pietät und Liebe, die der Stamm-

vater genoß, enthielt gewiß das Intimste der religiösen Empfindung, deren der Mensch fähig war, und über das Vater- und Kindschaftsverhältnis vermochte auch die höchstkultivierte Religion nicht hinauszugehen. Aber erst Furcht, Not und Schrecken entfesselten die menschliche Phantasie; im Kampf mit der Bestie der Wildnis übte das Ungeheure und Übernatürliche seine Wirkung aus und erschloß neue Vorstellungen, neue Lebensmöglichkeiten: die Pietät dem Stammvater gegenüber verschmolz langsam mit der Scheu vor der unbegreiflichen Naturmacht und *gebarden Gott*.

## Aus der Geschichte Gottes (1897)

Kürzlich fiel mir Wolfgang Kirchbachs zweite religiöse Arbeit: »Das Buch Jesus«, in die Hände, die so bald dem größeren ersten Werk: »Was lehrte Jesus?« gefolgt ist und Aufsehen in ziemlich weiten Kreisen zu machen scheint. Durch die gespannte Aufmerksamkeit, die man gegenwärtig religiösen Auseinandersetzungen aller Art entgegenbringt, wird diese Tatsache vielleicht hinlänglich erklärt, aber ich habe mich doch mit Erstaunen gefragt: wie unendlich groß ist denn der Abstand zwischen der Wissenschaft und dem Leben, daß das Publikum sich wirklich ganz gutgläubig die Forschungsergebnisse eines Autodidakten als etwas ganz Neues, zum ersten Male Durchgeprüftes bieten läßt, nachdem die historisch-kritische Wissenschaft seit Jahrzehnten streng und mühsam, von Schritt zu Schritt, das ganze Material bewältigt und gesichtet hat, worin Kirchbach sich auf eigene Faust müht und arbeitet. Und keineswegs bloß das eigentliche große Publikum, sondern teilweise auch die Literatenwelt, auf deren Urteil es sich seine Lektüre wählt. So wird in einer Besprechung Kirchbach als derjenige genannt, der den Mut gefunden, die ganze zweitausendjährige Überlieferung mit deutscher Gründlichkeit bei Seite zu werfen, um »auf den Urtext« zurückzugehen; nicht nur genüge ihm die Luthersche Übersetzung der Evangelien keineswegs, sondern auch nicht einmal bei der Septuaginta beruhige er sich, – wobei dem Referenten leider entgangen ist, daß die Septuaginta dafür auch wenig zweckmäßig gewesen wäre, da sie sich ja überhaupt nicht auf das neue, sondern auf das alte Testament bezieht, und heute nur noch zur Kontrolle und zur

Emendation des hebräischen Textes benutzt wird, indem ihr an vielen Stellen ein anderer Text als unser masoretischer zu Grunde liegt.

Daß der größte Teil wissenschaftlicher Resultate unpopulär bleibt, ist an sich natürlich, sowohl wegen des riesigen Umfangs der Wissenschaften, den der Einzelne immer weniger zu umspannen vermag, als auch wegen der mangelnden Berührung vieler dieser Resultate mit den Lebensinteressen des Einzelnen. Wo aber das Interesse an einer Wissenschaft, zum Beispiel derjenigen der Evangelienkritik, wach wird, und wo die theoretische und praktische Seite des Interesses so eng zusammenhängen wie bei der religiösen Frage, wo es also dem betreffenden Menschen wichtig sein muß, aus der richtigen Quelle zu schöpfen, da bleibt es doch zum Erstaunen, wenn man vom Vorhandensein der ganzen bezüglichen Wissenschaft garnichts zu ahnen scheint und vor lauter Entdeckungen zu stehen glaubt. Allerdings liegt gewiß ein Hauptreiz des Kirchbachschen Buches, gerade wie es bei allen religiösen Schriften verschiedenster Färbung der Fall ist, in seiner starken Betonung der rein praktischen Wichtigkeit des Inhaltes, aber ohne den hinzukommenden Anspruch, erst die wahre wissenschaftliche Basis dafür gelegt zu haben, würde es doch wohl diesen Reiz mit zu vielen andern Büchern teilen, um besonders aufzufallen. Denn auch in das praktisch-religiöse Leben sind ja gar manche Ergebnisse der Evangelienkritik insofern übergegangen, als alle möglichen Prediger mehr oder minder freier Richtung sich ihrer schon bedienen. Wem nun aber auch die freieren Kirchengemeinden, die der sogenannten Vermittlungstheologie, zu eng geworden sind, und wer infolgedessen aus der Kirche heraus, sozusagen bis vor die Kirchentür getreten ist, der findet wahrscheinlich bei Kirchbach seine Rechnung und glaubt sich obendrein wissenschaftlich auf's Beste orientiert, – was immer zu einem großen momentanen Bedürfnis zu werden pflegt, wenn man vom Gesichtswinkel der geöffneten Kirchentür die Welt zu

betrachten beginnt, die sich da plötzlich so reich und weit ausbreitet. Hieraus erklärt sich vielleicht, daß ein solches Buch, wenn es Erfolg hat, ihn gleich bei Vielen hat, – bei der Menge, die sich von den letzten Ausläufern der freien religiösen Gemeinden an bis in's Vage, Uferlose einer endgültigen religiösen und philosophischen Verschwommenheit hinein erstreckt. Dafür ist auch das Rationalistische und Allegorisierende in der Behandlung des Stoffes bezeichnend, das so lebhaft an eine zum Glück längst überwundene Periode der Auslegung des neuen Testaments erinnert, ehe die Wissenschaft rücksichtslos und tendenzlos vorging und ihre Erkenntnismethoden sauber fixiert hatte. Kirchbach wäscht mit rationalistischem Eifer, – bis zur vollkommenen Willkür eifrig, – gerade wie es damals üblich war, von den Legendenbildern recht viel vom Legendarischen ab, so viel, daß er nicht nur den darauf geratenen Staub entfernt, sondern auch die köstlichsten Lokalfarben und feinsten Töne zerstört, und dann weist er zum Trost dafür mit ebenso willkürlicher Allegorisierung darauf hin, eine wie frappante Übereinstimmung zwischen dem so zugerichteten Bilde und dem heutigen religiösen Fühlen und modernen Denken sei. Und merkwürdigerweise bedarf es zu diesem weiteren Prozeß kaum einer starken Übermalung: das bloße Fortkratzen der alten, schönen Farben, das Bloßwerden recht vieler leerer Stellen genügt schon einigermaßen, um dem Bilde eine in der Tat erhöhte Ähnlichkeit zu verleihen mit den farblos durcheinandergehenden Vorstellungen in der religiösen Gedankenwelt der heutigen Menge. Den allegorisierend-rationalistischen Ton hat daher Kirchbachs Buch mit mancher andern Schrift dieser Art, wie sie Priester oder Laien heutzutage verfassen, gemein, und es kann insofern für typisch gelten. Und doch sollte man meinen, daß es jetzt gerade allmählich an der Zeit sei, die reiche, große, seltsame Welt des Religiösen mit ganz andern Augen betrachten zu lernen, – mit des Schauens viel frohern, mit viel künstlerisch genießendern Augen, ein wenig selbstvergessen

eingehend auf die Eigenart und Verschiedenheit, auf die Formen- oder Farbenschönheit alles Einzelnen, anstatt nur immer an seine nützliche Übereinstimmung zu denken und an seine Ausbeutung für uns und jetzt, die dem guten Geschmack eines wirklich hingebenen Betrachters so fatal ist. Denn jetzt könnten wir gerade dazu im Stande sein, nachdem die Zeit des Protestes, des erbitterten Kampfes gegen anerzogene Glaubensschranken mehr und mehr hinter uns liegt, mehr unnötig wird, und wir die religiösen Erscheinungen nicht mehr ablehnend hart und kalt nachempfinden, sondern es fein und herzlich zu tun vermögen, wie Jemand, der alte Heimat in neuem Frühling wieder sieht. Es ist daher natürlich, daß jetzt die Beschäftigung mit religiösen Vorwürfen wieder zunimmt, und wenn Kirchbach und ähnliche Schriftsteller auf den noch unausgeschöpften Wert des Religiösen, auf seine vielen noch ungepflückten Blüten und Blumen hinweisen, so ist ihnen vollauf zuzustimmen. Nur helfen sie uns durch ihre Bemühungen blutwenig zum Genuß davon, denn wenn sie in ihrem nüchtern-pathetischen Ton den Führer machen, so bemerken wir ebenso wenig von der Schönheit und Wärme der Dinge, wovon sie reden, wie wir vom Lenz etwas merken, wenn Friederike Kempner singt: »Rechts am Ende, links am Ende, lauter Frühlingsgegenstände.«

Gibt es denn etwas Poesieloseres und Trockeneres, als einer großen religiösen Persönlichkeit, etwa Jesus, gegenüber, sich immer nur damit zu befassen, irgendwie herauszuklauben, ob er denn nicht doch in diesem oder jenem eigentlich dasselbe gemeint habe, wie Herr Hinz oder Frau Kunz heute auch meinen; ob das Übrige, was Hinz und Kunz beim besten Willen nicht mehr mündet, nicht irgendwie fortzuinterpretieren, oder so weit freundlich umzudeuten sei, daß es die gute Beziehung nicht störe, und ob sich auf diese Weise Jesus nicht noch ganz prächtig für die heutige Menschheit nutzbar machen lasse: als ein ehrwürdiges und doch auch bequem zu modernisierendes Gefäß, in das



sie ihre Verehrung los werden könnte, mit der sie nicht weiß wohin? Ist es dann glücklich gelungen, ein geeignetes Ideal herauszumodeln, das alle herrlichen Eigenschaften des größten Menschen, Denkers und Dichters aller Zeiten und Völker, und dann auch noch diejenigen des Übermenschlichen oder auch noch die eines Sozialdemokraten anmutig in sich vereinigt, – dann ist das eigentliche Interesse an der armen Gestalt Jesu gänzlich erschöpft, der doch so schmerzlich selig gelebt und geirrt, so überschwänglich genossen und gelitten zu haben scheint und uns vielleicht mancherlei zu sagen hätte, was zu den Meinungen und Bedürfnissen von Herrn Hinz und Frau Kunz keinerlei Beziehung hat. Aber er muß immer nur zu unserm Nutz und Frommen sprechen, und so schweigt er über die stillen, vielleicht mehr als wir ahnen, tragischen Geheimnisse seiner Seele. Dieser so mit allen nur denkbaren Idealen beladene und aufgeputzte Jesus gemahnt an ein rührendes Wort aus den Märchen für Tausend und Eine Nacht: » Ihr hängt alle Eure Sehnsucht um mich her, und ich trage kaum meine Gewande.«

Auch innerhalb der kirchlichen Gemeinden tritt unter den freier gesinnten die Jesus-Verehrung fast forcierter als unter den anderen hervor. Ein sehr erfahrener Theologe und feiner Menschenkenner sagte mir in Bezug darauf einmal: Man kann nächstens beinah an dem Grad der Jesus-Betonung und -Verehrung den Grad der Freisinnigkeit einer Gemeinde oder eines Predigers erkennen. Zwar beginnt ja die Freisinnigkeit damit, Jesus herabzusetzen, sie macht aus dem Gottmenschen einen bloßen Menschen, aus dem Christus den Jesus von Nazareth, und erhebt neben ihm als ausschließlichen Gegenstand der Anbetung die Gottheit allein. Indessen je freisinniger sie ist, je philosophischer sich ihr die persönliche Gottheit allmählich in eine Art bloßer metaphysischer Entität verflüchtigt, desto mehr gewinnt insgeheim Jesus wieder an Anhang und Bedeutung. Je mehr der Freisinn fortschreitet, desto ersichtlicher entbrennt ein Streit um die

Rangerhöhung zwischen Vater und Sohn, und wo man den Sohn so gefeiert sieht, daß man fast auf orthodoxe Kirchlichkeit schließen möchte, da kann man vielmehr sicher sein, daß im Glauben der Menschen der Vater gänzlich geschlagen, – kaum noch vorhanden – ist und daß der Sohn innerhalb der Grenzen seiner Menschlichkeit doch auf die abstrakteste Idealhöhe hinaufgeschraubt werden muß, um den Vater so gut es geht zu ersetzen.

Die beiden stärksten Surrogate, wodurch Gott in der Religion ersetzt wird, wenn ihre positiven Formen sich mehr und mehr auflösen, ist die Verehrung des Stifters, Propheten, Heiligen, oder wer sonst es war, der eine neue Lehre oder Lehr-Nuance verkündete, und zweitens des moralischen Inhalts, den die Gottheit mit der Zeit in sich verkörperte, und den nun dieser Vermittler verkörpert. Die moralischen Begriffe einer Zeit, die erst durch ihre Verschmelzung mit der herrschenden Religion ihre Weihe und höhere Autorität empfangen, sind auch nur Emporkömmlinge in der Religion, die sich ihre hohe Stellung am Gottesthron erst allmählich erobert haben; ist es ihnen aber einmal gelungen, so besitzen sie ein fast zäheres Leben als die Gottesvorstellung selbst, und zwar aus demselben Grunde, der die Jesus-Verehrung immer wieder neu belebt: nämlich um ihres konkreten Inhaltes willen, der, einerlei wie er gefaßt wird, sich immer wieder um präzise gefaßte Bestimmungen der menschlichen Beziehungen untereinander dreht. Wenn längst der Zweifel die Gottesvorstellung annagte, bewahren die Moralbegriffe oft noch eine religiös wirksame Autorität; in einer frühern Zeit, wo sie ihr Dasein noch mehr auf der Erde fristeten und noch nicht in dem Maße vom Himmel sanktioniert schienen, konnte es als ein schweres Verbrechen gelten, sich gegen die Gottheit aufzulehnen, während ein Vergehen gegen die geltenden Sittengesetze nicht den gleichen Makel an einen Menschen zu heften brauchte. In den sogenannten aufgeklärten Zeiten ist kaum Jemand noch so intolerant, den

Zweifler schwer zu verdammen, aber wehe diesem, wenn er in Bezug auf die »moralische Weltordnung« nicht kapitelfest ist.

Wenn diese beiden Gott-Surrogate nicht so stark und so allgemein üblich wären, dann bliebe es auch unbegreiflich, daß der Verlust des Glaubens an einen mehr oder minder persönlich gefaßten Gott nicht tiefere innere Revolutionen in den Menschen-seelen hervorbringt. Es wäre unbegreiflich, daß »der tolle Mensch« unter den Menschen, den Nietzsche in einem seiner Aphorismen aus der »fröhlichen Wissenschaft« schildert, nicht wirklich in solchen Fällen laut wird. »Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. Wohin ist Gott? rief er, ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet, – ihr und ich! Wir Alle sind seine Mörder! – – – Hören wir noch nichts von dem Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? – – – Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, es ist unter unsern Messern verblutet, – wer wischt dieses Blut von uns ab? etc.«

Der Gottesbegriff selber, woraus alles Religiöse doch erst empor zu blühen und wozu es zurückzukehren scheint, ist auch das Angreifbarste und Zarteste, was sich die größten Wandlungen, Verdünnungen und Verdrängungen durch allerlei Ersatz gefallen lassen muß, ohne daß die Menschen darüber toll werden. Doch vielleicht hat dies seinen Grund darin, daß er seiner innersten Bedeutsamkeit nach nichts ist, als eine außerordentlich zarte Hülle, in der wir jedes Mal unser Köstlichstes bergen, dessen Inhalt ja nach den Zeiten und nach den unter sich verschiedenartigen Gefühlsweisen und Wertschätzungen der Menschen wechselt, ohne die Hülle zu sprengen. So wäre dann vielleicht die Geschichte Gottes nur scheinbar eine Geschichte von lauter Usurpatoren, die sich unter Seinem Namen an Seine Stelle setzen: vielmehr wäre Sein Platz leer und bereit wie eine freundliche Stätte

für alles was uns teuer ist, damit es dort seine Weihe empfangen, Er selbst aber in Wahrheit eben diese Stätte, an deren Pforten die Andacht Wache hält. Wie innerhalb der mannigfaltigen religiösen Glaubensformen, vom plumpen Fetisch bis zum erhabensten Gottesbilde, Alles dennoch unter Umständen den gleichen religiösen Vorgang in der Menschenseele auslösen kann, so können im wirklichen Leben die verschiedensten innern Erlebnisse bis an eine Andacht hinanführen, die Alles vergöttlicht schaut. Es gibt kaum etwas Großes noch Kleines, von dem aus ein versteckter Stimmungspfad nicht in solche Tiefe und Stille der Seele hinabzuführen vermöchte, und wir wandeln unter allen äußern Ereignissen fast wie zwischen lauter Symbolen, die manchmal alltäglich und tatsächlich zu uns reden, manchmal auch sich in ihrem symbolischen Stimmungscharakter zu entschleiern scheinen, als redeten sie Göttliches zu uns. Tritt das zunächst auch nur dunkel und vorwiegend gefühlsmäßig in uns auf, weil wir ihm nicht, wie der Glaubensmensch, einen positiven, allverständlichen Ausdruck unterschieben können, so ist doch vielleicht bei nichts, was wir sonst vorhaben, unser gesamter innerer Mensch so stark und herzlich beteiligt, wie an solchen Minuten der Einkehr und Sammlung, die sich mit leisen, unmerklichen Fäden hineinspinnen in das ganze übrige Tagesleben und in alle unsere entscheidendsten Entschlüsse. Denn was darin wirksam ist, hat nichts mit einer bloßen Glaubens-Reminiszenz zu tun, die uns sentimental anregt, sondern es erwächst immer wieder neu und selbständig aus demselben Boden, woraus alle Religion erwuchs: aus der Sehnsucht, mit unserm kleinen Einzelwesen Stellung zum Grenzenlosen, zum Ganzen zu nehmen, worin wir uns vorfinden, – aus tiefster Lebenskonzentration heraus den Punkt zu berühren, von dem aus unser gesamtes Sein seelisch produktiv werden und, ein Leben im Leben, seinen goldenen Ring um sich ziehen könnte. Was der Mensch alter, primitiver Religionen sich dabei dachte, hat einem sehr engen Ganzen gegolten und hat auf eine

sehr grobe Weise befriedigt werden können, was der entwickeltere Mensch von hochentwickelten Religionen erwartet, ist, oft bis zu großer Verinnerlichung des Wortes, das Heil seiner Seele, aber von da ab verfeinert sich der Sinn dessen, was der einzelne moderne Mensch in solche Minuten hineinlegt, so sehr, individualisiert sich so stark, und verfügt über eine so stammelnde Sprache, daß man ihm nicht mehr weit folgen kann, – schließlich macht sich Jeder für sich, wie die ganz kleinen Kinder es tun, ein wenig selbstschöpferisch seine eigenen, nur ihm verständlichen Ausdrücke zurecht, die er Niemand mitteilt. Aber Jeder kennt diese Sehnsucht, worin sich ja zunächst auch nur sein Egoismus ausspricht, den es nach Selbstbehauptung verlangt, – doch nach einer Selbstbehauptung, die sich nicht auf die einzelnen Tages Sorgen, nicht auf einzelne Nutzgedanken und Glücksumstände bezieht, sondern nach einer, die gern in Selbstvergessenheit zurückmünden möchte und, in ihren feinsten Sensationen, ausfließen wie ein Bach in das Meer. Man könnte meinen, der menschliche Egoismus steigere sich darin in sublimer Weise, bis er sich in sich selbst überschlägt und es als eine selige Lösung seiner sehnsuchtsvollen Spannung empfindet, sich wie zu Füßen eines Gottes wiederzufinden, wie hingegeben an ein andachtweckendes Höheres. Analogien zu solchen Stimmungen zeigen sich auch auf andern psychischen Gebieten, zum Beispiel begleiten sie, nach mannigfachen Bekenntnissen, die Steigerungen des künstlerischen Schaffens und der genialen Geistesarbeit, wo dem Selbstgeschaffenen gegenüber etwas vom Gefühle des Geschöpfes, das dazu aufsieht, und nicht der behagliche Stolz des Schöpfers, der darüber steht, den mit solcher Begabung begnadeten Menschen überschleicht. Es ist eine Reaktion, die das uns Gemäße zu sein scheint auf den Höhepunkten der Stimmungen und des Daseins; entweder bleibt dieser erhobene seelische Prozeß unvollendet – analog einer nicht zum vollen Ausdruck gelangten schöpferischen Inspiration zu einer Geistesarbeit – und

dann stürzen wir mit gräßlichem Getöse von oben mitten in den Alltag hinab, wie Luzifer als er sich vermaß Gott selbst gleich zu sein, oder aber, oben angelangt, löst sich die gespannte Kraft in andachtsvolle Weichheit der ganzen Seele auf, die es, als das Natürlichste, dunkel drängt zu danken, zu beten oder zu lobsingem. Vielleicht spiegelt sich darin nur der spezifisch menschliche Charakter des uns zum Bewußtsein kommenden seelischen Lebens, in dem so außerordentlich viele und komplizierte Anregungen zu den weitgehendsten Möglichkeiten lebendig werden, und das dennoch nur gleich einem helleuchtenden Schaumbläschen auf einem großen, dunklen Meere dahintreibt.

Solange ein solches Bläschen sich noch verhältnismäßig naiv ein Bild vom Weltmeer nach eigenem Gefallen konstruieren kann, ohne von einer schon zu weit vorgeschrittenen Verstandesbildung allzu empfindlich gestört zu werden, muß sein Welt Bild ohne Zweifel immer auf eine der positiven Religionen hinauskommen, von denen besonders die Lehre Jesu sehr eklatant die religiösen Geheimwünsche des menschlichen Herzens errät und erfüllt, aber freilich nicht die Lehre Jesu in allegorischer Verwässerung nach Kirchbach, sondern erfüllt von all den glücklichen Vorurteilen der jüdischen Glaubenskultur. Bei dem Menschen, dessen Verstand irgendwelchen Glaubensformen fern steht, kann von einer solchen Freiheit der Verbindung zwischen seinen, sei es selbst erhobenen, Stimmungen und den Aussagen der Verstandeserkenntnis allerdings nicht die Rede sein, vielmehr können sich beide unter fatalen Umständen sogar kraß widersprechen. Aber dennoch steckt auch in solchem Fall in dem Verlauf des genannten seelischen Prozesses, so wenig erkenntnis- und verstandesmäßig er auch ablaufen mag, ein kleines Moment des Führrhaltens dessen, was unser Gefühl nach außen zu projizieren scheint, indem es das ganze Weltbild in seine besondere Stimmung einhüllt. Wir konstruieren uns nicht gerade mit dem Verstande etwas, aber wir ergänzen spontan aus dieser Stimmung